

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

3.7.1927 (No. 27)

Die

# Pyramide

## Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 27



3. Juli 1927

Gustav Manz / Vorwärts zu — Mozart!  
Eine Elmauer Suite von Bergen, Menschen und Musik.

Man kann Pfingsten in allerlei Formen feiern. Lieblich und süßlich, hergebracht und absonderlich. Man kann es aber gewiß nicht schöner feiern als im fröhlichen Bauerndorf Elman. Seit mehr als einem Jahrzehnt ist in dieser Burg des Friedens und der Freude eine Heimstatt deutscher Musik. Hier wird die Gesundheit neugeboren „aus dem Geiste der Musik“: im Rhythmus der Kammermusikalischen Hausgötter Bach und Beethoven, Mozart, Schubert und Brahms, in der Beschwingung der Straußschen Walzer und Quadrillen, im lockeren und lösenden Wort des Mannes, der dies alles aus Gedanken zur Tat werden ließ.

Was aber Johannes Müller, unterstützt von seinen getreuen Künstlern, für dieses Jahr des Heils 1927 sich erdachte, nein, erfüllte und zu einem Traum der Wirklichkeit gestaltete, das ist nicht nur Elmauer Ereignis für eine Gästefahrt aus allen Teilen Deutschlands — es ist mehr als das! Eine Pfingstwoche als Mozartfest — acht Abends- und einige Morgenkonzerte, einzig und allein dem „musikalischen Wundermann“ gewidmet; rund dreißig seiner Werke für Soloinstrumente und kleines Orchester oder für Kammermusik, geleitet und dargeboten von ersten Künstlern und einer Schar junger Münchner Musiker guten Grades und besten Willens, — ist das nicht, hineingepflanzt in die Waldheimlichkeit des Wettersteingebirges, erklingend in dem unvergleichlich schönen Elmauer Festsaal — ist das nicht ein „Bayreuth der Kammermusik“, ebenso fern dem Industriequalm der großen Städte wie jenes Fachwerkhäus auf dem lieblichen Hügel im Frankenland?

Ja, so ist es gedacht, so ist es geworden zur reichsten Beglückung aller derer, die es erleben durften! Und so ist es ein Beispiel, dem von nun an Jahr um Jahr Nachfolge beschieden sein soll. Mozart hatte den Vortritt. Schon aber munkelt man fürs weitere von Schubert, Beethoven und Brahms. Elman tritt damit, nach jahrelangen Versuchen im Kleinen, entschlossen ein in die Reihe jener stillen deutschen Winkel, die immer wieder den Ruhm geistiger Kraftquellen für sich gewonnen haben und gewinnen werden.

Braucht es einer Begründung, warum gerade Mozart den Reigen eröffnete?

Es ist ein Akt der Selbstbestimmung, der darin zum Ausdruck kommt, ein Protest gegen jenen modischen Fortschritt, der keine Entwicklung, sondern nur Betrieb ist. Man weiß auch in Elman das Schaffen der Zeitgenossen durchaus zu schätzen, und eine lebhaftige Pflege der Kunst Max Regers und Anton Bruckners ist dessen ein Beweis. Aber gegen atonale Schrecknisse erblickt man ein Palladium in dem durch Schöpferkraft gebändigten Chaos, im architektonischen Formwillen dessen, was wir „klassisch“ nennen: klassisch im weitesten Sinne, nicht in enger, zeitlicher Begrenzung, klassisch auch mit jenem innerlichst erfüllten Bedeutungswert des Deutschen, des Heimischen, des Blutsverwandten.

Am 21. März 1785 schrieb Mozart an den Professor Anton von Klein in Mannheim: „Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brettle, es sollte ein anderes Gesicht bekommen! Doch da würde vielleicht das so schön aufsteigende Nationaltheater zur Blüte gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst aufingen, teutsch zu denken, teutsch zu handeln, teutsch zu reden und gar teutsch — zu singen!“

Braucht es einer Begründung, warum gerade Mozart den Reigen eröffnete?

Mozarts Briefe haben mich zur Mozartwoche nach Elman begleitet. Und so schreibe ich ihm noch etwas nach, was mir ein lebhaftes Echo weckte. Am 24. August 1771 meint er in einer seiner köstlichen Plaudereien mit seiner „allerliebsten Schwester“ Kannerl (der Fünfzehnjährige komponierte damals in Mailand seine Serenata „Ascanius in Alba“, ein höfisches Gelegenheits-Operchen):

„Ober unser ist ein Violinist, unter unser auch einer, neben unser ein Singmeister, der Lektion gibt, in dem letzten Zimmer gegen unser ist ein Hautboist. Das ist lustig zum Komponieren, gibt einem viel Gedanken.“

So geht es mir hier! Bei geöffnetem Fenster klingen in das Gehimmel der Kuhaloden und in das fröhliche Lachen spielender Kinder Klavierakkorde, Geigenstriche, Klarinettenläufe und Flöten-triller. In allen Winkeln wird vormittags geprobt und vorbereitet für die abendlichen Feststunden. Das ist lustig zum Anhören und macht begierig auf das Kommende.

Soll ich nun aber dem Leser gemalltes Feuer vorgaukeln? Soll ich berichten, was wir hier erleben in dieser formentbundnen und doch nicht formlosen Gemeinsamkeit der Konzertabende und Morgenmusikern? Es liegt mir nicht, das Schwärmen, aber es ist schwer, nicht zum Schwärmer zu werden!

Nach Uhr abends, wenn sich alle gesammelt haben, behaglich irgendwo in lockerer Sitzreihe das Zufallsplätzchen findend, erlöschen die Lichter im Saal, und nur auf dem Konzertpodium bleibt es hell.

Und dann beginnt das musikalische Spiel mit jedem frohen Eifer, der auch bei jungen, noch unberühmten Künstlern erwacht, wenn sie die Ehre haben mit anerkannten, ja weltberühmten Vertretern ihres Berufes am selben Werke tätig sein zu dürfen. Denn als Solistin wirkt Abend um Abend Ely Ney am Klavier, abwechselnd oder zusammen mit Rudolf Peters, wirkt ferner Hedwig Fasbender als Geigerin; den Takistock führen Ely Neys Gatte, Willem van Hoogstraten und, last not least, Dr. Hans Rohrer; denn er hat die Gesamtleitung, ihm ist die musikalische Stoffverteilung im einzelnen zu verdanken, und zudem sitzt er am Flügel als Partner, wenn Hedwig Fasbender Sonaten spielt. Den Kern des kleinen Orchesters bildet das junge Münchner Robert-Haas-Quartett, mit diesem (als Primgeiger), Rudolf Mendler (zweite Geige), Hans Hörner (Bratsche), Rolf van Leyden (Violoncell); hinzu treten Rudolf Hartog (Klarinette), Fritz Rirschner (Flöte) und je nach Bedarf weitere Streicher und Bläser. Wo bei diesem Klein-orchester hin und wieder letzte Vollendung mangelt, schafft Dirigent und Solist den Ausgleich; sie sorgen dafür, daß keine Gesamtdarbietung unter Niveau gerät; rein solistische Leistungen aber, geknüpft an die angeführten Namen, tragen den Stempel der Vollendung.

Also rund dreißig Mozartwerke in einer Woche — ist das nicht zwiefel? Nein und abermals nein!

Erst dann, wenn man einmal in Ferienruhe ein solches musikalisches Exercitium durchführen darf, erfährt man die volle Größe des Unerforschlichen, der schon mit 36 Jahren von uns Abschied nahm! Erst dann erblickt man in den instrumentalen Andante- und Adagio-Sätzen den dunklen Schmerzenshintergrund des Mozartschicksals, die lastenden Wolken, die auch über diesen Himmel der Heiterkeit ziehen. Erst dann erkennt man hinter holdem Spiel und eingehüllt in perlende Form den Lebensernst und seelischen Ausdruckswillen dieses unvergleichlichen Genies, der auch auf anderem Gebiet, in den Sarasotrolängen und in den mystischen Tiefen des Requiems die gläubige Weisheit seines leidgeprüften Menschentums ausgeströmt hat.

Dies erschütternde Doppelwesen hat einmal Theodor Deubler in ein paar bildkräftigen Sätzen erfaßt. Sie stehen in seinem Büchlein *Lucidarium in Arte Musicae* (Inselverlag 1921) und sie lauten:

„Mozart wird einmal ganz erdentrußte Weisheit: schicksals-ergeben senkt er selbst in seinen lebendigsten Melodien. Engelsrein, ent-irdisch, beinahe ent-icht, liebäugelt Mozart noch uns Menschen zu, wo wir hören, daß er ungehörne Vögel im Singen unterweist oder an Birken Ansprachen hält. Ganze Birkenhügel, übersflogen von großen Tauben, verstehen seinen Sonnenschein. Mozart ist aber auch eine blaue Offenbarung mit perlmuttenden Wolfenbolden überm sanftbewegten Mittelmeer. Aus zuviel Sonne, nicht durch Windhauche, säuseln die Wellen seines Heimwehsees unter Menschen und Tannen. Mozart kennt die Wehmut seines Verklärteins.“

So ist es: „Wehmut des Verklärteins!“ Wie manches Mal in diesen Tagen wurde mir das klar: Seufzer zwischen dem Lachen, heimliche Tränen bei offenem Schabernack, Fensitklang im hüchenden Farbenwirbel nickender Blumen und flatternder Schmetterlinge . . .

\*

Noch einmal, — auch in diesem Sinne — soll ich Feuer malen? Soll ich Klänge zergliedern? Dem Kenner Mozarts sagt man nichts Neues, dem Nichtkenner müßte man ein Buch schreiben. Genügt es, wenn ich andeute, daß mir persönlich aufs neue, zum erstenmal aber als ein erschütternder Gesamteindruck, dies Wissen um den schmerzreichen Mozart zuteil wurde? So u. a. beim Anhören des Andantino für Flöte und Harfe, des D-dur und des A-dur-Konzertes für Violine (Köchel 218 und 219), des B-dur-Klavierkonzertes (K. 450), des unerhört fesselnden sogen. Diffonanzenquartetts in C-dur (K. 465), und nicht zuletzt der Geigen-sonate in G-dur (K. 301). Das ist nur Einiges aus der Fülle!

Und dann wieder jene kristallklare schwingende Melodik, gewoben aus Morgenglanz und Klarheit, rasafelisch angehaucht. Oder jene Tanzfröhlichkeit mozartischen Geblüts, im Sinne des heiteren Südens des sinnenwarmen Wien, des Kokoko-Mummenschanzes und der leichten Lebensluft. Ja, Richard Wagner hat schon recht, er war der „musikalische Wundermann“. Neben dem großen Johann Sebastian ist der Salzburger Wolfgang Amadeus eine der unerhörtesten Erscheinungen im Klima der deutschen Seele.

## Fritz Baas / Das Schloßtheater in Schwellingen.

Wenn man auf einem Spaziergang durch den Schwelinger Schloßgarten begriffen, an den zu äußerst gelegenen Baulichkeiten des rechten Zirkelhauses vorüberkommt, so möchte man hinter der monotonen, verwitterten Fassade, hinter den alterstümlichen Türen und staubblinden Scheiben wahrhaftig kein Theater vermuten, am allerwenigsten einen Theaterraum, der vor nahezu 200 Jahren Schauplatz der glänzenden höfischen Aufführungen war.

Man tritt zunächst in einen geräumigen Gartensaal ein. Vom einstigen Glanz ist da wenig mehr wahrzunehmen; er dient der Aufbewahrung von allerlei Gartenbaugeräten und im angrenzenden Raume lagert künstlicher Dünger. Zu Karl Theodors Zeit hatten in diesen Räumen die Klänge festlicher Musik. Der eifrig-jährige Mozart konzertierte wahrscheinlich in einem dieser Säle mit Vater Leopold und den Geschwistern vor dem Kurfürsten 1763, auf der dritten Konzertreise.

Eine halbverfallene Tür wird aufgeschlossen. Kühle, milder Luft dringt uns entgegen. Wir treten in das Foyer ein. Es ist ein kleiner länglicher, in klassizistischen Formen intim ausgestatteter Raum.

Nur wenige Schritte und vor uns dehnt sich in anmutigem Linienenspiel der Theaterraum. Die beiden Ränge wölben sich in Pyramidenform übereinander, reich mit bereits klassizistischen Ornamenten verziert. Zwischen den Pilastern runden sich die Bögen in anmutigen Kurven. Die Parterrelögen rings sind klein und niedrig wie die Zellen eines Puppenhäuschens. Der ganze Zuschauerraum wirkt behaglich und anheimelnd. Man möchte sich ohne weiteres ins Parkett setzen und einer Vorstellung zusehen, wenn auch die jetzt ihrer Polster beraubten Holzbänke keine besonders bequeme Sitzgelegenheit abgeben. Eine Theaterarchitektur kann wohl keinen besseren Beweis für ihre künstlerische Zweckhaftigkeit aufbringen als diesen. Und mit wenig billigen Mitteln wird die Wirkung erreicht. Holz, Leinwand, Stuck sind die einzigen Materialien, die zur Verwendung kamen. Die blaugrünen Marmorpilaster, welche das weit zurückspringende Proszenium schmücken, sind Imitation aus Holz und bemalter Leinwand, die mit stilisierten Darstellungen von Musikinstrumenten verzierten goldenen Gitter in den Seitenflächen des Proszeniums aus Holz geschnitten. Aber was tut's, wenn das Material dem kritischen Blick nicht standhält. Hier im Theater herrscht nur die Illusion, auf der Bühne wie im Zuschauerraum.

Wenn wir, überrascht von der Einfachheit und Vollkommenheit der architektonischen Lösung, nach dem Meister fragen, so wird uns der Hofbauintendant Nicolaus Pigage genannt, nach dessen Plan der Theaterbau 1752 im Auftrage des Kurfürsten vollendet wurde. Sechs Jahre früher schon war der Theaterbaumeister und Dekorationskünstler Messandro Bibiena mit der Erstellung beauftragt worden; doch kam damals der Plan nicht zur Durchführung.

Auch in der Ausgestaltung des Bühnenbaues zeigt sich Pigage in höchstem Maße vertraut mit den Anforderungen an die damalige Theaterarchitektur. Die stark nach hinten ansteigende Bühne hat — Vorderbühne und Hinterbühne zusammen gemessen — eine Tiefe von 35 Metern. Das auf gesteigerte Perspektivwirkung berechnete Bühnenbild der damaligen Zeit verlangte diese Ausmaße. In der Mitte der Rückwand befindet sich eine breite Glastüre, die, geöffnet, vom Zuschauerraum her einen direkten Durchblick in den dahinter liegenden Garten bietet. So konnte der Spielraum noch ins Freie hinaus erweitert werden; bei pompastischen Opernapparaten benötigte Prunkwagen gelangten über eine Anfahrtrampe vom Garten her auf die Bühne.

Von alten Kulissen ist nichts erhalten. Es ist auch nicht anzunehmen, daß dieses Theater je über einen größeren eigenen

Fundus an Dekorationsstücken verfügte, da die im einzelnen Falle benötigten Kulissen aus dem Magazin der Mannheimer Schloßoper herübergebracht wurden. Dagegen blieb die technische Bühneneinrichtung in nahezu gebrauchsfähigem Zustande erhalten. Dieses Theater ist unseres Wissens das einzige in Deutschland, bei dem dies der Fall ist. Die in den uns erhaltenen Plänen Pigages eingezeichnete Bühnenmaschinerie ist heute noch unverändert vorhanden. Wir sehen die verstellbaren Pfosten, an denen die Seitenkulissen befestigt wurden, Gleitvorrichtungen zum Hochziehen der Laternen, die hölzerne Mechanik der Versenkungen. Auf der den Wänden des Bühnenraums entlang führenden Gallerie sind die Vorrichtungen zum Hochziehen der Kulissen und zum Empor- bzw. Niederschweben inmitten einer gemalten Aura thronender Operngötter aufgestellt, massiv aus Holz gearbeitete Drehspindeln und Seiltrommeln. Unmittelbar über der in den Garten hinausführenden Glastüre befindet sich vor einer bis auf den Boden reichenden Fensterluke ein drehbarer Auslegekran mit senkrecht dahinter montierter Seilspindel. Offenbar sollte diese Einrichtung das Herabschweben und Aufsteigen von Personen im Garten ermöglichen. Auf dem Schnürboden, direkt unter dem Dache, sitzen auf langen, baumstarken Holzschienen die Räder und Trommeln der Wind- und Donnermaschinen. Einige dieser schwer gebauten Holzräder haben einen Durchmesser von über zwei Metern. Es muß drunten tüchtig rumort haben, wenn die Vorrichtungen dieses Maschinenhauses im vollen Betrieb waren.

Nicht weniger interessant und anregend als eine Beschäftigung des Theaters ist es, seine an hervorragenden künstlerischen Ereignissen reiche Geschichte zu studieren. Im Rahmen eines kurzen Aufsatzes können wir davon nur wenig anführen. Dem, der sich damit näher befassen möchte, sei Dr. Fr. Walters grundlegendes Werk: „Theater und Musik am kurpfälzischen Hofe“ zur Lektüre empfohlen.

Das Schloß zu Schwellingen war der Sommeritz und — der aktuelle Ausdruck sei uns gestattet — Weckendaufenthalt des Kurfürsten. Dementsprechend umfaßte der Spielplan des Schloßtheaters zunächst vornehmlich Stücke, die der leichteren Gattung angehörten, Intermezzos (die Vorgänger der komischen Oper), Singspiele, Ballette. Ein Stück der ersten Art war das 1752 zur Feier der Eröffnung gegebene Intermezzo in zwei Akten „Porsquacco“, das textlich eine Bearbeitung von Molières „Monsieur de Pourceaugnac“ war. Die Ballette wurden in äußerst prunkvoller Aufmachung, mit einem großen Aufgebot an Personen, Dekorationen, Kostümen, Dellampen, bengalischer Beleuchtung und Feuerwerk inszeniert. Eine dieser Ballettpantomimen war das 1772 erstmalig aufgeführte „La foire du village hessoise“ von Lauchery und Cannabich, das über hundert Personen auf der Bühne vereinigte. Neben Intermezzo, Singspiel und Ballett kamen ab und zu auch ausgesprochene komische Opern auf die Bühne, wie Florian Gansmans „L'amore artigiano“ (Die Liebe unter Handwerkseuten) und Antonio Sacchini's „La contadina in corte“ (Die Bäuerin bei Hofe), die beide 1772 ihre Aufführung erlebten. Zwischendurch wurde ab und zu die eine oder andere Oper ersten Stils gegeben; so dirigierte Glück in Schwellingen einige seiner Oratorienopern. Die ausführenden Kräfte waren bei diesen Schwelinger Vorstellungen Mitglieder der Mannheimer Hofoper und der kurfürstlichen Hofmusik. Das Dekorationswesen lag seit dem 1758 erfolgten Tode Stefan Schenks in den Händen des Italieners Lorenzo von Duaglio, dem Mannheim den Bau seines Schauspielhauses verdankt.

Außer den bereits erwähnten Gattungen von Stücken wurden auch häufig französische Komödien und Tragödien gegeben.

Der Kurfürst hatte hierzu das für die Mannheimer französische Komödie engagierte Ensemble französischer Schauspieler zur Verfügung. So sind im Spielplan mitunter Stücke von Corneille, Racine, Voltaire, Molière und Regnard anzutreffen. Einen besonderen Höhepunkt bedeutet in der Geschichte dieses Theaters der Besuch Voltaires.

Voltaire kam nach seinem Bruch mit Friedrich dem Großen und seiner Verhaftung in Frankfurt auf Einladung Karl Theodor im Sommer des Jahres 1763 nach Schwetzingen. Er hielt sich daselbst 14 Tage lang auf. In dieser Zeit wurden auf Befehl des Kurfürsten mehrere seiner Stücke aufgeführt. Er war bei den Großen persönlich zugegen und gab den Komödianten Anweisungen. Von dieser Zeit an gehörte für ein Jahrzehnt Voltaire zu den vom Kurfürsten besonders bevorzugten Autoren. In Schwetzingen fand denn auch 1762 mit großem Pomp die erste Aufführung von Voltaires „Olympie“ statt; das Manuskript des Stückes widmete der Dichter seinem kurfürstlichen Gönner.

Noch manch anderes künstlerisches Ereignis aus der Geschichte des Schwetzingener Theaters könnte hier, ohne die uns auferlegte Beschränkung, Erwähnung finden. Wir wollen nur noch in aller Kürze einer Opernaufführung gedenken, die der jung aufstrebende

deutschen Oper gegenüber eine Tat bedeutete. Es ist die Erstaufführung von Schweizers „Alceste“, 1775. (1778 in Weimar uraufgeführt.) Dieses Werk, zu dem Wieland den Text schrieb, war eine der ersten deutschen Opern großen Stils. Damals wirkte die Aufführung einer Oper in deutscher Sprache noch revolutionierend und so kam es, daß man das Werk erst in Schwetzingen auf der Experimentierbühne, gleichsam auf seine Wirkung hin erprobte, ehe man sich damit auf die Mannheimer Hofbühne wagte.

Mit dem Bezug des Hofes nach München vereinsamte auch das Schwetzingener Schloßtheater. Es wurde zwar — bis in das 19. Jahrhundert hinein — noch ab und zu dort gespielt; aber Bedeutendes hat die Chronik des Theaters seit dieser Zeit nicht mehr aufzuweisen.

Heute liegen die Räume einsam und verstaubt. — Doch wenn nicht alle Hoffnung trügt, wird es darin noch einmal lebendig werden. Zunächst ziehen Architekten und deren Helfer ein, um das alte Gewand auszubessern; dann aber werden, wie in alter Zeit, wieder Schauspieler über die Bühne schreiten, Gesang und Musik die theatralischen Geister erwecken, die sich in den staubigen Winkeln verkrochen.

## Emanuel von Bodman / Der Pfarrer von Bernrain.

Der neue Pfarrer von Bernrain hätte seine Kleider gelassen für die Armen wie der heilige Franz; aber wie es seinem heiligen Patron nicht gelang, aus einem reichenden Hecht einen friedlich schnappenden Karpfen zu machen, konnte er nicht fertig bringen, war er gleich ein feuriger Prediger auf seiner Kanzel, einen schlüßigen Bauer in einen regelrechten Christen zu verwandeln. Als er nach dem Tode seines lauen Vorgängers seine Antrittspredigt hielt in der kleinen hochgelegenen Kapelle am blühenden Waldgründ, wollte er zeigen, daß er andere Saiten aufziehen werde; so hatte er gleich eine straff angezogen und sprach gegen die Lüge und die List der Menschen und ließ auch an der Nollige kein gutes Haar, und redete sich in Eifer, gleich seinem früheren Professor, der lehrte, man solle lieber, den Erlöser vor Augen, an seinem Körper zugrunde gehen, als je ein unwahres Wort über seine Lippen bringen und seine Seele ewig befudeln. Die Frauen lagen erschrocken da, die Männer hörten nachdenklich zu. Am andern Sonntag sprach er wieder über den Wolf im Schafspelz und richtete den Blick fest in die harten Gesichter. Wieder hörten sie nachdenklich zu, die Bernrainer Bauern, bis zum dritten Sonntag, der ihn mit rotem Kopfe auf der Kanzel sah. Gerade in der Zeit, wo er mit besonderem Nachdruck die List bekämpfte, hatte das ärmste Bäuerlein im Dorf, das als Tagelöhner dienen mußte, einem Juden aus Gailingen weil er ihm vor Jahren ein gutes Hind gegen ein schlechtes Geld aus dem Stalle geredet hatte, jetzt ein recht gutes seine Kuh verkauft, die stattlich gewachsen war, mit vollen Eutern, und der nur eine Unart anhaftete, die er verschwie: daß sie mit dem linken Hinterfuß gern den Melkeimer umwarf. Darauf spielte er an und machte den Mann auf seiner Bank verlegen. Da schüttelten die Bauern unter sich die Köpfe, und der Pfarrer mußte es eine Woche später erleben, bei seinem Eintritt in die Kapelle nur eine Reihe von Frauen vorzufinden und einen Gärtnerburschen, dem ein gar unförmiger Kopf wie ein Kürbis zwischen den Schultern saß. Er bestieg die Kanzel etwas unsicher und dämpfte seine Stimme ein wenig, doch nicht lange; der Born über die Fortgeliebten garte im stillen und verlieh ihr bald den rechten Ton, so daß er um so eindringlicher ihren Frauen ins Gewissen redete. Er ließ merken, daß er kein Schwacher war, sondern einer von den unbedingten Gotteskämpfern, die es darauf ankommen ließen, um der Wahrheit willen zu liegen oder zu brechen und in ihrer Gemeinde jealische Lüge ans Licht zu ziehen, was zur Folge hatte, daß ihm die Bauern, wo immer sie ihm begegneten, mit scheuen Blicken auswichen und nun der Pfarrer gefürchtet war als ein Hecht im Karpfenteich.

Das bekümmerte ihn, und bald zog sich ihm eine bittere Falte vom Nasenflügel herab. Zwar fühlte er sich ganz in seinem Recht und war auch entschlossen, keinen Fuß breit nachzugeben; gleichwohl sah er ein, daß sein Verhältnis zu den Bauern ein anderes werden müsse, sollte er die Lust an seiner Pfarrei nicht verlieren, die ihm schon aus Herz gewachsen war, nicht zuletzt wegen der freien Lage und der Nähe der Stadt Konstanz, die mit ihren Türmen und Giebeln herausschimmerte. Er wog den Pfeffer und das Salz für seine Predigten peinlicher ab und unterließ es auch, das Herz eines Anwesenden zu feuern. Aber nachdem er seine Verbe einmal mißtrauisch gemacht hatte, sollte es ihm nicht so bald gelingen, sie unter seinem Stabe zu versammeln. Und weil er in Bibel und Brevier vergebens Trost suchte und nur auf Sprüche stieß, die ihm seinen Eifer bestätigten, setzte er deshalb am Sonntag wieder einen Kopf auf wie Savonarola im Kalender und lebte an den Wochentagen verhärtet und vereinsamt in seinem abgelegenen Pfarrhaus, näher den Toten als den Lebenden; denn sah das Haus auch fröhlich zwischen Bäumen und Büschen, die Kreuze und Leichensteine des Friedhofs hinter der Kapelle ragten freundlicher in seinen Garten als die bunten Blumen und Bohnen der Bauern, weil es bis zum nächsten Hof ein Klintenschuß weit war. Und jetzt redeten sie eine noch härtere Sprache, bis dem Manne eines Tages der Tod selber auf die Schulter klopfte und er von nun ab die Wirren des Lebens mit anderem Auge überdachte als früher.

In einer schwülen Regennacht im April, da der Wind heftig an den Fensterläden rüttelte, ging der Pfarrer in den Hof hinaus, bang um seinen Pfirsichbaum, dem ein blühender Ast von der Wandklammer losgegangen war und hin und her wehte, in der größten Gefahr, abgeknickt zu werden. Er holte die Leiter aus dem Schopf, und im schwachen Schein der letzten Straßenlaterne draußen band er ihn fest. Kaum hatte er den Knoten gemacht, hörte er auf dem Kiesweg, der von der Landstraße abzweigte und ins Pfarrhaus und nach der äußeren Kapellentür führte, Schritte herankommen. Er fragte sich, ob wohl ein Liebespaar draußen auf die Bank wollte, oder ob er noch zu einem Kranken geholt werde, da blieb es vor der Hofmauer stehen und klopfte ans Tor. Er schob das Brett vom Guckloch weg und fragte, was es gebe. Da standen zwei Klosterfrauen mit durchnästem Gewand und baten den Herrn Pfarrer um Herberge bis zum nächsten Tag. Sie seien zu Fuß von Frauenfeld gekommen und mitten im Walde vom Plagregen überrascht worden, und wenn sie auch untereinstanden seien unter dem Dach einer Bude, so habe das nicht sonderlich viel genützt, sie hätten nur Zeit versäumt und getrauten sich zu so nachtschlafender Stunde nimmer im Kloster von Konstanz um Einlaß zu bitten, auch sei es noch eine gute Weile bis dahin, und das Geschäft, das sie hätten, könnten sie am morgigen Tag abwickeln. Der Pfarrer sagte, er wolle sehen, ob es zu machen sei, ging ums Haus herum und klopfte mit einem Blumenstecken ans Küchenfenster, worauf seine Haushälterin erschien und zu seinen Fragen nickte. Nach einer Weile kam sie mit einem Windlicht, er öffnete das Tor und ließ die Schwestern eintreten, die so ansahen, als ob sie der Wind in den Leich geweht hätte, so daß er und die Köchin in ein helles Lachen ausbrachen. Er sagte, noch immer gut lachend, eine müßte nur vorlieb nehmen mit einem Sofa, er habe nur ein Gastbett und sei nicht vorbereitet gewesen auf so frühen Besuch von Klosterfrauen. Die jüngere magere Schwester klappte ihren zerzausten Schirm zu und aah lustig zur Antwort, sie wolle Schwester Ludmilla gern das Bett überlassen, es hielt sicherlich ihr Gewicht besser aus als das Sofa, wenn dieses nicht auf besonders festen Füßen stehe, worauf ihre Gefährtin, die heiser und wortfarrig war und sich den Schweiß vom Gesicht wischte, dankbar nickte. Nachdem sie es ausgetrocknet hatten, noch ein Nachtessen zu nehmen, ließen sie sich gleich ins Gastzimmer führen und baten, sich zur Ruhe legen zu dürfen, weil sie naß und gar müde seien. Der Pfarrer schlug ihnen vor, wenigstens noch eine Tasse Tee zu trinken, den ihnen Emilie bereiten und und aufs Zimmer stellen würde. Das nahmen sie an, und er ging wieder in sein anstößendes Studierzimmer zurück. Er wollte sich an den Tisch setzen, da fiel ihm ein, die Schwestern könnten nicht alles bei sich haben, was sie für die Nacht benötigten, und er fragte, indem er die Tür ein wenig öffnete, ob ihnen Emilie sonst nichts besorgen dürfe. Die Jüngere gab zur Antwort, sie hätten alles, und wies auf einen Schwammbeutel, den sie der Handtasche entnahm. Da sagte der Pfarrer, er wolle nimmer stören und zog sich zurück, blieb aber, als der Riegel zugeschoben wurde, mitten in seinem Zimmer in Gedanken stehen. Es war ihm aufgefallen, daß sich die Dicke jeder Antwort enthielt, obwohl er öfters seine Worte an sie, als die Aeltere, gerichtet hatte. Von einer plötzlichen Unruhe befallen, hücte er sich und blickte durch das Schlüsselloch und bekam Herzklopfen, als er bemerkte, wie die Dicke behutlich einen Holakasten unter das Bett schob, das gegenüber von der Tür an der Wand stand, und was für breite Stiefelsohlen sie hatte. Da erhob er sich leise, faltete die Hände und blickte nach oben, dann machte er sich mit Absicht bemerkbar, indem er unbefangen auf den Tisch trommelte und leise vor sich hinpsiff und dann ungeduldig sagte: „Das dauert aber lang!“ und nach der Küche ging. Er besprach sich mit der Haushälterin, und im nächsten Augenblicke war diese mit langem Gesichte draußen und lief, so rasch sie ihre Füße trugen, nach der Wirtschafft zum „Fuchslot“, um Leute zu holen. Inzwischen war der Pfarrer schweratmend wieder in die Stube getreten, mit einem Beil, das er für alle Fälle unter seinem Rock versteckt hielt und

das er, den Rücken gegen das Schlüsselloch gefehrt, in die Tischlade legte, gerade da, wo er zu sitzen pflegte. Hierauf setzte er sich so, daß er die Türe vor sich hatte, nahm die Bibel zur Hand und wuschte sich die nasse Stirn. Er hatte schon öfter in seinem Leben geschwitzt, der Pfarrer: so beim Feiern vor dem Gewitter, wenn der Vater hinter ihnen her war, auf der Schulbank und bei seinem Staatsexamen, aber einen solchen Stürmschweiß hatte er noch nie zu spüren bekommen, und nie noch hatte er sich so verlassen gefühlt wie in dieser endlosen Viertelstunde, in der das Geriesel des Regens auf die Kastanienblätter und das Kapellen- glöcklein, das jetzt zehn Uhr schlug, ihm als das einzig Lebendige ringsum erschien, außer der alten Bibel und dem Beil darunter, in der ein wenig geöffneten Schublade, woran sein Blick innig haften blieb. Er schwor sich, wenn ihm Rettung würde und ihm sein Leben mit allem, was er sich aufgebaut hatte, nicht im nächsten Augenblick einstürzte, einen Revolver und eine auf den Mann dreifache Bullboge anzuschaffen, und bedauerte, keine Schußwaffe im linken Aermel zu halten, mit deren Hilfe es ihm eine Kleinigkeit gewesen wäre, die halbe Nacht so zu sitzen und auf die Türe der Gaststube, in der sich die Freiheit niedergelassen hatte, zu blicken, bis sie aufging. Inzwischen wurde es arg still drüben. Es war ihm nicht gehener zu Mut, er öffnete geräuschvoll die Türe nach dem Hausflur und rief: „Emilie, wird's bald!“, und an die Türe des Gastzimmers tretend, entschuldigte er sich bei den Schwestern, daß sie den Tee noch nicht bekommen hätten; Emilie habe ihnen keinen Kräutertee vorsetzen wollen, wie er ihn gewöhnlich trinke, und den chinesischen erst suchen müssen; jetzt habe sie ihn aber gefunden, und er sei bald fertig. Und er fügte hinzu, es möchte sie nicht stören, wenn er noch auf sei und im Zimmer hin und her gehe, er müsse noch ein kleines Viertelstündchen an seiner Predigt arbeiten; dann ginge er schlafen, und sie hätten Ruhe, worauf die Magere rief, der Herr Pfarrer solle sich doch ja nicht stören lassen, sie machten sich inzwischen an ihre Toilette. Und er hörte, wie sie Wasser ins Becken goß, so daß ihm beim hellen Klang ihrer Stimme fast ein Zweifel aufstieg, ob er sich nicht getäuscht hätte und noch Spott davontragen könnte. Da ging leise die Haustür auf, er trat auf den Flur und erblickte Emilie mit dem Landjäger, dem Wirt und einem rothaarigen Knecht. „Der Tee ist fertig“, sagte sie, mit den Augen zwinkernd. „Gott sei Dank“, atmete laut der Pfarrer aus, nahm hastig den Landjäger am Arm und flüsterte, ganz sicher sei er zwar seiner Sache nicht, worauf der Wirt grinsen wollte, aber der Landjäger sagte, eine Falle zu viel sei besser, als eine zu wenig, und lockerte den Atem an seiner Revolvertasche. Hierauf kam die Haushälterin mit dem Teebrett, klopfte an die Türe des Gastzimmers und fragte, ob sie ihnen den Tee hineinstellen dürfe, während sich die Männer mänschenstill verhielten. Der Riegel ging auf, die Stimme und Hand der Mageren wollte es ihr abnehmen, da sie bereits dabei seien, sich auszuziehen, da stemmte der Landjäger, der ihr auf den Fuß gefolgt war, die Türe ganz auf, der Pfarrer, der Wirt und der Knecht traten herein, und angelehnt dieser Uebermacht setzten sich die Schwestern sprachlos auf ihre Stühle, kleinlaut wie die Sterze, die heruntergebrannt war. Sie hatten sich aber bald ermannet, die Dicke wiegte den Kopf hin und her, und die Jüngere fragte den Landjäger höflich, was er in so später Stunde von ihnen wolle. „Eure Papiere!“ war die Antwort. Was, meinte die Schwester, sie seien doch keine Handwerksburschen, die Papiere bräuchten, im Kloster von Konstanz keine man sie persönlich, und mit einer Stimme, aus der ihre ganze Beseidigung und Enttäuschung heranstömte, sagte sie: „Was soll das alles, Herr Pfarrer, wir verstehen Euch nicht! Laßt uns wenigstens in Ruhe weiterziehen, wenn wir Euch zur Last fallen!“ Der Pfarrer ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Damit Ihr bei einem meiner Amtsbrüder einkehrt!“ sagte er, gab den anderen einen Wink und ließ Emilie den Kasten unterm Bett hervorholen. Die dicke Klosterfrau folgte mit dem Blick ihren Händen, dabei trat sie der Mageren unmerklich auf den Fuß und machte das gutmütigste Gesicht von der Welt, als die Haushälterin den Kasten in die Hände des Pfarrers legte. Er fragte, was sie da drinnen hätten und wachte auf das Holz. „Aber Herr Pfarrer“, gab die Magere zur Antwort, unbefangen und verschämt, „Ihr werdet doch nicht unsere intimen Toilettegegenstände vifitieren wollen! Das ist nichts für einen Mann“, fügte sie hinzu, indem sie ihn ansah und den Kopf schüttelte, worauf sich der Pfarrer und der Wirt in einem unsicheren Blick begegneten. Der Landjäger, vor den glatten Gesichtern der Schwestern zwar selbst ein wenig unsicher geworden, bat sich den Schlüssel aus, worauf die Schwestern ihre Tasche durchsuchten. „Rein Gott, wir müssen ihn verloren haben!“ sagte die Jüngere, zog ihren Geldbeutel heraus, ohne ihn zu finden — die Dicke hatte ihn irgendwie nicht in Verwahrung —, da übergab der Landjäger den Kasten dem roten Knecht und forderte sie auf, ihm auf den Wachtposten zu folgen, um sich dort auszuweisen, worauf die Schwestern willig ihre Schwämme und Zahnbürsten in die Handtasche packten, da sie dem Herrn Landjäger doch nicht widersprechen dürften. Die Dicke hustete leise, das würde einen Spaß absehen, und bat den Pfarrer, doch auch mitzukommen, damit er das Mißverständnis aufkläre. Dieser, sonderbar berührt, daß der erste Grund seines Verdachts hinfällig geworden war, weil die Dicke ihre, wenn auch heisere und unbestimmbare Stimme vernahmen ließ, und erstaunt, daß sie durch ihre Aufforderung die

Esorte doch nur verstärken half, begann sich, was er machen sollte, als Emilie dem Knecht mit einem Augenwink den Kasten abnahm und damit ins Nebenzimmer ging, wo sie ihn mittels eines kleinen Schlüssels, den sie auf dem Waschtisch gefunden, öffnete. „Jesus Maria!“ rief sie, „was wollten die mit uns anfangen!“ Der Pfarrer eilte hinzu, entnahm dem Kasten ein zusammengelegtes Brecheisen und hob es hoch, worauf der Landjäger der Dicken die Kapuze herunterriß, daß ein queriger und kurzgeschorener Mannskopf zum Vorschein kam, und nahm sie am Handgelenk. Als sie sah, daß Widerstand umsonst war und ihnen nur schaden könnte, was sie der Mageren durch ein leichtes Kopfschütteln mittelste, sagte sie mit gollergebenem Ton: „War das der lange Tee, Herr Pfarrer?“ „Das war er, ihr Mordbuben!“ sagte er und sah erleichtert zu, wie ihr die Hände gebunden wurden. „Ach“, seufzte die Magere, „wir hätten Euch schon friedlich schlafen lassen!“ Der Landjäger lachte, sie sahen ihm gerade danach aus, legte auch ihr Handgelenken an und betrieb den Aufbruch. Der Pfarrer geleitete die Truppe noch bis zum Wirtshaus, wo der Wirt, ohne weiteres Aufsehen zu machen, noch den Metzger heranzuholte, der beim Kartenspiel saß, damit jede Schwester doch zwei Begleiter habe.

Dahem wieder angekommen, suchte der Pfarrer, ermüdet und weil es schon spät in die Nacht hinein war, sein Bett auf, nachdem er der Haushälterin, die noch in der Küche auf ihrem Stuhl saß und ihren Gedanken nachhing, einige Worte der Beruhigung gesagt und festgestellt hatte, was es doch für Menschen auf dieser Welt gäbe. Der Schlaf kam ihm freilich nicht so rasch, wie er wünschte. Der furchtbare Abarund, an dem er gestanden, tat sich seinem innern Auge noch einmal auf, und während er sich vor Grauen schüttelte, dankte er in heißem Gebete Gott für die Rettung aus solcher Gefahr und für die neu geschenkte Freiheit, die es ihm ermöglichte, wieder aufzuatmen und sein Wort zu verkünden. Aber mitten in seinem Beten mußte er innehalten und sich mit dem Sackuch über die Stirne fahren, auf welcher der Schweiß mit einem Male in noch dickeren Tropfen stand, als da er am Tische drinnen gefessen hatte: baute sich die Brücke zu seiner Rettung nicht auf lauter Lügen auf? Hatte er mit den Einbrechern nicht ein wahres Lügenpiel getrieben, dazu ein selbstsicheres und selbstverständliches, daß ers erst hintenach gewarriet? Er wälzte sich in schrecklichen Stößen hin und her und wußte nicht mehr zu sagen, ob es Gott oder der Teufel war, der ihn gerechelt hatte. In seiner Bedrängnis griff er nach dem Rosenkranz und ließ ihn vielfach in dieser Nacht durch die nassen Finger gleiten; das brachte ihm freilich nur die halbe Erlösung, bis er den Einschlaf sagte, seine Sünde dadurch zu sühnen, daß er sich selbst mit offener Kanzel anklagen wollte als einen frevelhaften Wörtlings an der eigenen Lehre. Hierauf schlief er dann ermattet ein.

Aber am anderen Morgen, als er beim Frühstück saß, jubelte am selben Tage, wo er gestern die Hilfe erwartet hatte, und die Aprilsonne frühlich in den Kastanienblättern glänzte, dachte er wesentlich ruhiger über das Vergangene nach, ja, er mußte sich gestehen, daß er sich gar nicht klar darüber war, ob er, wenn die Burschen jetzt im Nebenzimmer lauerten, nicht genau so handeln würde, wie er getan. Er konnte sich doch nicht einfach ausrauben, tothschlagen oder erwürgen lassen! Und wer konnte sagen, ob nicht jetzt schon irgendwo in der Nachbarschaft ein unschuldiges Opfer in seinem Bette erwürgt lag? Als nun gar Emilie die Zeitung brachte, in der unter der Rubrik „Stadt und Land“ zu lesen war, daß durch die Klugheit und Geistesgegenwart des Pfarrers von Bernrain zwei gefährliche Einbrecher, die sich in der Tracht von Klosterfrauen bei ihm eingeschlichen hätten, nämlich der Kaver Lang aus München und der Emil Federl aus Schwyz, von denen der erstere im Verdacht des Raubmordes stünde, der Gerechtigkeit in die Hände gefallen seien, da glitt ein befriedigtes Schmunzeln über sein Gesicht, und er sagte zu Emilie, er wolle es so, wie es gekommen sei, als gute Fügung der Vorkehrung nehmen, mißkam dem chinesischen Tee. Auch unterließ ers, seine Würde auf der Kanzel preiszugeben; nur sagte er in der Predigt, die er am nächsten Sonntag vor gefüllter Kapelle hielt, die Wege des Herrn seien wunderbar, und es sei dem Sterblichen nicht immer vergönnt, in ihren Sinn einzubringen, auch könne er seinen Fuß nicht immer so aufsetzen, wie er wollte und möchte, es gebe Augenblicke im Leben, wo er gezwungen sei, von der Straße abzuweichen und Feldwege zu gehen, aber wenn er nur immer wieder auf sie zurückkehre und den Blick vorwärts richte, so komme er zuletzt doch ins Himmelreich. Die Bauern, denen wohl bekannt war, wie er die Einbrecher gefangen hatte, und die aus Hochachtung darüber wiedergekommen waren, auch ein wenig, weil sie sich sagten, es wäre doch schade, wenn jetzt ihr Pfarrer mit eingeschlagenem Schädel hinten auf dem Friedhöflein läge, nickten mit ihrem Köpfen zu seinen Worten und führten den Wein, den er ihnen reichete, um so lieber an ihre trockenen Lippen, als er nun seinen Tropfen entließ, der ihn vor Süßigkeit und Bitterkeit in gleicher Weise bewahrt und verhindert, daß er sich zu rasch zerlegt oder dem Gaumen über wird. Selbst der Tagelöhner, der einen quädeligen Blick bekommen hatte, ließ verquügelt ein Tröpflein in seinen Becher fallen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß der Pfarrer bald ein beliebter Pfarrer war und nicht mehr als ein Wehl, sondern als der größte und geachtetste Karpfen galt unter den Karpfen von Bernrain.